

Die Macht des Wasser

Toffen, eine Woche nach den schweren Unwettern. Die Aufräumarbeiten sind im Gang, noch ist kein Ende abzusehen. Vierzig bis sechzig Keller wurden am Sonntagabend, 29. Juli, überschwemmt, ebensoviele Gärten verwüstet.

Sonntag, 29. Juli: Etwa um halb acht zieht ein Gewitter auf, um acht Uhr stürmt es bereits so heftig, dass ich die Fensterläden schliessen muss, damit es nicht hereinregnen kann. Einige Minuten später höre ich ein Kind schreien unser Nachbarsjunge, der, wie ich am Tag darauf höre, fast ertrunken wäre. Ich schaue zum Fenster heraus, kann aber nichts besonderes feststellen. Ein kurzer Stromausfall hat den Fernseher ausgeschaltet, ich stelle ihn wieder ein, höre einen lauten Knall aus dem Keller und will nachschauen, was los ist. Wie ich die Kellertür öffne, wälzt sich mir eine braun gurgelnde Wassermenge entgegen. Zurück zum Fenster, ein Nachbar im Ölzeug ruft, ich solle die Sicherungen herausnehmen um einen Kurzschluss zu verhindern. Das Problem: der Sicherungskasten ist im Keller unten. Also ein Anruf an meinen Vater, fragen was ich tun soll. Natürlich sind mir unterdessen die Zigaretten ausgegangen, eine habe ich noch. Ich setze mich damit auf die Hintertreppe und rauche. Mir zu Füssen die Sintflut, so kommen mir die knietiefen Schlamm- und Wassermassen jedenfalls vor. Im Haus ist es nicht mehr auszuhalten, ich suche die Gummistiefel und wate zur Strasse. Bereits ist die Feuerwehr im Einsatz, was, wie mir scheint nicht sehr sinnvoll ist, solange das Wasser nicht abgeflossen ist. Die ganze Nacht durch sind Baggergeräusche hörbar; die Baumstämme und Reste der alten Gürbeverbauungen, die noch in der Brücke hängen, werden noch in der Nacht entfernt und das Wasser fliesst bis am Morgen grösstenteils ab. Niemand schläft voll in dieser Nacht.

Montag, 30. Juli. Morgens um sechs bin ich bereits hellwach, trotz den vier Stunden Schlaf muss ich auf meinen Morgenkaffee verzichten. Die BKW hat noch in der Nacht dem ganzen Quartier den Strom abgestellt, um Kurzschlüsse zu verhindern. Das Dorf sieht aus wie eine Mondlandschaft. Das Wasser ist zwar grösstenteils abgeflossen, zurück bleibt aber eine zwanzig Zentimeter dicke Schlamm-schicht. Ein Blick in den Keller zeigt: Antike Schränke, Kommoden, Farbdosen,

Spielzeug, alles schwimmt durcheinander. Es stinkt penetrant nach Öl. In verschiedenen Häusern sind Öltanks umgekippt. Bagger machen die Strassen frei, damit die Bauern mit den Jauchewagen zu den ölfreien Häusern können. Bereits sieht man überall Leute mit Schaufel und Schubkarren an der Arbeit. Alles scheint aber mehr oder weniger sinnlos, zu gross sind die Mengen von Wasser und Schlamm. Wir können nichts tun, und trotzdem schaufeln wir drauflos, nur um nicht untätig sein zu müssen. Gegen Mittag kommt ein Bauer mit Jauchewagen, um unseren Keller abzupumpen, sieht das Öl, sagt wir müssten die Ölwehr alarmieren, er könne hier nichts machen. Frauen aus dem oberen, unbetroffenen Dorfteil kommen vorbei und bieten Brötchen und Kaffee an. Es scheint, dass sich das ganze Dorf solidarisiert gegen die Natur.

Endlich, gegen Abend kommt der Ölwehrwagen, beginnt abzupumpen, fährt wieder weg. Alles scheint so sinnlos zu sein. Die Zeitungen berichten von schweren Unwettern im Grossraum Bern, mir kommt in den Sinn, wie Leute, die nicht dabei waren auf solche Meldungen reagieren: Nein, wie schrecklich, und damit hat es sich.

Wir können weder kochen noch warm duschen, der Strom ist immer noch abgestellt, bis alle Keller leer sind.

Dienstag, 31. Juli. Vormittags ein Rundgang durchs Dorf. Überall zeigt sich das selbe Bild: graue Gärten, graue Häuser. Ich sehe Frauen weinen, Kinder im Dreck spielen. Dass es anderen ebenso geht wie uns, ist nur ein kleiner Trost. Bereits sind die ersten Katastrophentouristen da. Sie stehen herum in sauberen Kleidern, fotografieren und machen ein betroffenes Gesicht. Wir, schlammbespritzt und müde, würden solche Leute am liebsten aus der Gegend prügeln.

Endlich wird auch unser Keller abgepumpt, wir können mit ausräumen beginnen. Am Abend haben wir wieder Strom, aber immer noch kein warmes Wasser. Viele Telefone von Bekannten, ob sie etwas helfen könnten, waschen oder kochen für uns. Ich sehne mich nach einer warmen Dusche.

Mittwoch, 1. August. Endlich können wir richtig mit den Ausräumarbeiten anfangen. Stück um Stück wird durch das Kellerfenster herausgegeben, mit dem Schlauch abgespritzt, damit es zu erkennen ist, dann entweder weggeworfen oder auf einen Haufen gelegt. Nur das wenigste

rs ist unvorstellbar

kann gerettet werden. Jedes Ding wird genau aufgeschrieben, wir sind alle fast den Tränen nah. Frauen vom Zivilschutz bieten uns ihre Hilfe an, so geht die ganze Dreckarbeit zügig voran.

Die Macht des Wassers ist unvorstellbar. Drei Türen, abgeschlossen und verriegelt, hat es allein in unserem Keller einfach aus dem Rahmen gerissen, einen schweren Schreibtisch auf die Nähmaschine gehoben, Vorratsschränke, gefüllt bis oben mit Konserven, umgeworfen. Wegen des ausgelaufenen Öls müssen wir alle Einmachgläser und die meisten Konserven fortwerfen. Die stundenlange Arbeit, die in den vielen kleinen Dingen steckt, wird niemand ersetzen können. Bis zum Abend ist der Keller noch lange nicht ausgeräumt.

Viele Leute verlassen am Abend das Dorf, sie müssen mal raus aus dem Dreck, sich ablenken. Das Sommernachtsfest, das hier stattfindet, – zynisch in «Seenachtsfest» umgetauft –, wird nur von wenigen besucht.

Eine warme Dusche bei Verwandten und ein gutes Nachtessen tun Wunder, aber so richtig entspannen kann sich wohl niemand. Jeder und jede denkt an den Dreck, in den sie/er am nächsten Tag wieder zurück muss.

Donnerstag, 2. August. Die Stimmung im

Dorf senkt sich immer mehr. Alle sind mehr oder weniger aggressiv, die Kinder nerven, das Ausmass der Katastrophe kann eigentlich erst jetzt richtig festgestellt werden. Unser Keller ist bis zum Mittag fertig, nachmittags ziehen wir los und helfen, wo noch zu helfen ist. Im Dorf sieht es immer noch schlimm aus, überall Pumpwagen, Bagger, Schuttmulden. Noch sind nicht alle Keller ausgepumpt. Dass es überhaupt soviel Schlamm gibt, ist ein Wunder. Ich sehe einen Mann, der seine ganzen ferngesteuerten Modelle fortwerfen muss, in einem anderen Haus tragen Männer ein Klavier aus dem Hobbyraum. Ich könnte weinen.

Freitag und Samstag dasselbe. Die Gärten werden ausgebaggert, der Schlamm abtransportiert. In den Strassen flanieren Auswärtige, weiden sich an der Katastrophenstimmung. Es muss wunderbar sein, sowas mal mit eigenen Augen zu sehen. Auf die Bemerkung: «Schön, nicht», antwortet einer von ihnen; «Nein, es ist schrecklich» und entfernt sich ziemlich verlegen. Am Sonntag liegt die Arbeit meistens still, jedermann und jedefrau hat ein wenig Ruhe verdient. Heute Montag kommt endlich das Militär, jetzt wird die Arbeit wesentlich schneller vorangehen. Und ich komme endlich zum schreiben.

Katharina Bleuer